Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 4

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Literatur zum 1. August

Zusammenschluss zur Eidgenossenschaft

Als ein Ergebnis tiefer Denkarbeit über den Sinn der Entstehung des schweizerischen Staates veröffentlicht Dr. Hermann Weilenmann, der Leiter der Zücher Volkshochschule, sein neues Buch, das den Titel „Zusammenschluss der Eidgenossenschaft" trägt und sich eng an sein früher erschienenes Werk „Die vielsprachige Schweiz" anschliesst. Es handelt sich um neun Vorträge über die Selbstbestimmung des Volkes, die der Verfasser im Studio Zürich des Schweizerischen Landessenders Beromünster gehalten hat und denen eine „Vorrede über das Walten des Geistes" vorangestellt wurde.

Es gehört allerdings ein gut Stück eigener Bereitschaft und Aktivität dazu, diese Vorrede über das Walten des Geistes mit den neun Abschnitten über den kommunalen und föderativen Gedanken in Zürich, in der Urschweiz, der Südschweiz, der französischen Schweiz, des Wallis, Graubündens, des eigenartigen Staatsgebildes des Bistums Basel und schliesslich des ganzen Staatsgebietes der Schweiz zu verbinden und zu verbrücken. Das ist etwa so zu verstehen: Der einleitende Abschnitt behandelt den geistigen Umbruch vom Mittelalter zur Moderne und hat diese entscheidende Wendung europäischen Ausmasses in prägnanten und lichtvollen Worten zusammengefasst. Und dann macht der Verfasser einen unvermittelten Schritt zur Schweiz: „Von diesem Hintergrund gewaltigen europäischen Geschehens hob sich die Schweiz schon damals als Gebilde eigener Art erstaunlich ab." Er zeigt dann am Beispiel Zwinglis, wie dieser ein Gelehrter und zugleich ein Mann des Volkes war. Damit ist aber für die Weiterführung und Einmündung der Linie des Humanismus und des Lebensgefühls der anbrechenden modernen Zeit in die schweizerischen Verhältnisse noch nicht viel gewonnen. Die Linie bricht eigentlich ziemlich unvermutet ab. Wenn man nicht selber besser unterrichtet wäre, so könnte man aus den wenigen Angaben über das geistige Leben, die Weilenmann vermittelt, vermuten, es sei in dieser Hinsicht nicht viel losgewesen bei uns. Erst im Schlusskapitel „Entstehung der Nation" greift der Verfasser diese Problematik wieder auf bei der Behandlung der Konstruktion des schweizerischen Nationalitätsbegriffes durch Josias Simler und Aegidius Tschudi, was aber auch nur ein Ausschnitt aus dem gesamten geistigen Leben ist. So bleibt es dem Leser des gewiss ausgezeichneten Buches überlassen, die Brücke von der Eidgenossenschaft zu Europa, zu der die Vorrede und das Schlusskapitel gewissermassen ein schwaches Baugerüst darstellen, selber zu bauen. Das, was Giuseppe

Zoppi „la vocazione europea della Svizzera" nennt und was auch schon in dem „Zusammenschluss" zur Eidgenossenschaft keimhaft enthalten war, kommt in diesem Buche von Hermann Weilenmann noch nicht zur Geltung; es enthält erst gewissermassen den „internen" Teil davon. Denn wir müssen uns darüber klar sein, dass mit Angaben und Versicherungen, dass dieses und jenes bei uns einzigartig sei, noch nicht viel gewonnen ist.

Der interne Teil allerdings ist meisterhaft gelöst. Weilenmann hat den Stoff territorial gegliedert, wie wir oben schon angedeutet haben. Mit einem Minimum an stofflichem Aufwand und einem Maximum an Geist gestaltet Weilenmann die Probleme der kommunalen Selbstbestimmung und des föderativen Zusammenschlusses in den verschiedenen Kristallisationszentren des eidgenössischen Bundes. Die Formulierung ist bis ins Letzte durchdacht und darf klassisch genannt werden. Der Geist des genialen Chronisten Johann Stumpf waltet nicht nur in den Illustrationen, die seiner 1548 bei Froschauer erschienenen Chronik entnommen sind und von Hans Asper und Heinrich Vogtherr geschaffen wurden, sondern auch in der ganzen vortrefflichen Gesinnung des Buches. Wie zutreffend ist etwa der Unterschied der Walliser und der Bündner Demokratie erfasst! Für die Haltung, die in dem Werke waltet, könnte man keinen bessern Ausdruck finden als diese knappe, alles einschliessende Definition der Demokratie: „Die echte Demokratie ist nichts anderes als eine sichtbar gewordene Form der Gemeinschaft. Nur Menschen, die wissen, dass sie zusammengehören, die in wesentlichen Dingen gleiche Auffassungen und Interessen haben, werden auch in Fragen, in denen nicht alle gleicher Meinung sind, sich dem Willen der Gesamtheit unterwerfen: weil das, was sie einigt, in ihnen stärker ist, als was sie trennt". (Das Werk ist in der Buchreihe der Büchergilde Gutenberg Zürich erschienen).

Ring über Uri

Zu einer 1. August-Betrachtung gehört auch eine Vertiefung in die Urgründe des Volkstums, in Welten, die man vor vielleicht fünfzig Jahren noch verächtlich als Aberglauben beiseitegeschoben hatte, die aber heute die Wissenschaft der Volkskunde als aufschlussreiche Zeugnisse für die Erlebnisformen bestimmter Volksteile erkannt und vor dem Untergang gerettet hat.

Auf diesem Gebiete hat ein Altdorfer Arzt für seinen Heimatkanton Uri in höchstem Masse bahnbrechende Forschungen gemacht. Gestützt auf Forschungen über das Numinose (Otto) und über die magischen und animistischen Erlebnisformen, sowie auf Quellen wie das Urner Landbuch und die Urner Sagensammlungen von Müller, gelingt es dem Verfasser, gewissermassen in letzter Stunde, die Relikte magisch-animistischen Erlebens, die in den Urnerbergen noch zu finden sind, festzuhalten und zu deuten.

Das Buch von Eduard Renner ist als ein Band der von Hans Richard Müller herausgegebenen Helvetischen Bücherei im Ver-

lage von M. S. Metz, Zürich, erschienen und trägt den scheinbar etwas barocken Titel: „Goldener Ring über Uri". Ein Buch vom Erleben und Denken unserer Bergler, von Magie und Geistern und von den ersten und letzten Dingen". Zwei andere Arbeiten des Verfassers, die sich mehr an das wissenschaftliche Publikum richten, lauten „Ueber das Magische und Animistische im Erleben und Denken der Urner Bergler" und „Magie und Animismus als reine Denkformen." Das Bestreben, Magie und Animismus nicht allein als Erlebnisform, sondern eben als reine Denkformen prälogischer Art zu erfassen, geht auch aus dem vorliegenden Buche „Goldener Ring über Uri" deutlich hervor.

Da für ein mehr oder weniger volkstümliches Buch (wir sagen mit Absicht „mehr oder weniger": denn der Verfasser versteht es nicht restlos, seine für sich ohne Zweifel mit überragender Klarheit erfassten Erkenntnisse in die beste, überzeugende Form zu giessen. Diese Tatsache ist nicht mit einzelnen Stellen nachzuweisen: man kann sie nur erfühlen an einnem inkommensurablen Mangel an schriftstellerischer Kraft seines Werkes) — für ein solches Buch ist eine durch das erschaubare Bild erleichterte Erfassung von grosser Wichtigkeit. Der Anteil des bedeutenden Urner Malers Heinrich Danioth aus Flüelen darf daher als hervorragende Unterstützung für das Verständnis gewertet werden. Heinrich Danioth, der das Werk mit zahlreichen Bildern geschmückt hat, darf als einer der wenigen Künstler der Gegenwart bezeichnet werden, der die magische und animistische Erlebnis- und Denkweise der Gebirgsbewohner in ihrem Wesen erfasst und in einer ergreifenden Kunstform dem modernen Empfinden nahezubringen imstande ist.

Neben einem unglaublichen Reichtum von folkloristischen Einzelheiten, die sich für diese Wissenschaft als fruchtbar erweisen werden (wir denken etwa an den Hinweis auf Wein und Getreide als Stützen des solaren und animistischen Erlebnisses, oder an das überreiche Material für die magische Gleichsetzung von Bild und Dargestelltem), möchten wir hier nur noch kurz auf den Grundgedanken des Buches verweisen, der auch den zunächst rätselhaften Titel deuten kann: In seiner nach endgültigen Formeln suchenden und tastenden Sprache formuliert Renner mehrmals: „Es gibt drei grosse und umfassende Formen des magischen Erlebens: Das ES, der FREVEL und der RING". Beschränken wir uns hier auf den „Ring". Der Ring ist der sublimste Ausdruck für das Weltgefühl des magischen Menschen. „Mit ihm schliesst sich der Bannende und das, was gebannt werden soll, vom Profanen ab, und nur aus der Wechselwirkung zwischen Mensch und Ding soll das Heilige werden, das in jeder Schöpfung liegt. Es soll aber auch... ein Böses eindämmen vom reinen Strome des Lebens."

Das Werk „Goldener Ring über Uri" ist ein Pionierwerk des modernen Folklore und hat wohl an der einzigen Stelle in der Kulturwelt angesetzt, die hier noch erhaltenen Reste des magischen und animistischen Lebensgefühls zu retten.

Eine neue These über die Gründer der Eidgenossenschaft

In der letzten Stunde ist noch ein hochinteressantes Buch aus der Presse gekommen, das umwälzende Erkenntnisse über den sozialen Stand der Gründer der Eidgenossenschaft enthält. Es ist das Werk von Dr. Arthur Gloggner: „Die Mitwirkung des Adels bei der Gründung und Festigung der Eidgenossenschaft" (Hans Feuz-Verlag, Bern.) Der Verfasser ist ein bedeutender Rechthistoriker und Genealoge, u. a. Mitarbeiter am Schweizerischen Familienbuch und Gründer der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung.

Mit einem wohl ausgebauten Abschnitt über die ständischen Verhältnisse in der Urschweiz unterstützt Gloggner seine These, dass die Gründer der Eidgenossenschaft nicht in erster Linie Bergbauern und Hirten, sondern der Adel, die adligen Dienstleute und, was besonders für Schwyz gilt, die freien Grundeigentümer waren. An Blutshochadel des Frühmittelalters gab es hier nur noch ein einziges Geschlecht, die Freiherren von Attinghausen. Am zahlreichsten war der Dienstadel vertreten. Bei den freien Grundbesitzern erhebt sich die Streitfrage, ob es sich um die altgermanischen Freien handelt, oder um die vorzüglich von den Hohenstauffen aus der Unfreiheit emporgehobenen Kolonisatoren und Landrodern. Das Bestehen der hoch- und niederadeligen Geschlechter lässt sich auch aus dem Bundesbrief von 1291 herauslesen. Im ewigen Bunde von 1315 waren es dann die Söhne der adeligen Führergestalten von 1291, die das Erbe von 1291 antraten, sowie einige neue niederadelige und hier allerdings schon mehr freie, begüterte Bauerngeschlechter, die später die führende Rolle in den Waldstätten spielten. Die entscheidende Mitwirkung des Adels an der Gründung der Eidgenossenschaft ergibt sich aus dem politischen Weitblick, über den nur sozial gehobene Stände verfügen konnten.

Das Werk von Gloggner ist von weit tragender Bedeutung, nicht nur für die Zusammensetzung der Gründerschicht der Eidgenossenschaft, wo es viele falsche Vorstellungen zerstört, sondern auch als Ansatz für eine Geschichte des Adels in der Schweiz, eine Tat, die im hohen Masse zu begrüssen ist. Ohne Kampf wird sich diese These sicher nicht durchsetzen. Aber es handelt sich dabei um ein Stück unabhängige und vorurteilsfreie Forschung.

Standhaft und getreu

Auf die 600-Jahrfeier der Eidgenossenschaft im Jahre 1891 hatte man der Schweizer Jugend ein Büchlein geschenkt, das die Gründungsgeschichte bis zur Schlacht bei Morgarten und zur Erneuerung des Bundes zu Brunnen behandelte. Eine entsprechende Gabe für die Jugend von 1941 legt der Schweizer Spiegel-Verlag mit dem Titel „Standhaft und getreu, 1291—1941." Das hübsche, prächtig illustrierte Bändchen ist im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia von Oskar Bauhofer, Arnold Jaggi und Georg Thürer herausgegeben wor-

den. Bundesrat Philipp Etter und General Henri Guisan haben Geleitworte geschrieben. Im Gegensatz zu der eben erwähnten Jugendschrift zu der 600-Jahrfeier, da man sich in einem weniger beschwerten Zeitalter eher unbefangen und beziehungslos an der reinen epischen Einzigartigkeit der Geschichte und Sage von 1291 bis 1315 freute, versucht das kleine Werk unserer Zeit, den Blick nach innen zu richten, Verständnis für die „ewige Wiederkehr" in der Geschichte und für ein Lernen aus der Geschichte zu erzielen, kurz das, was man in den letzten Jahren „Schweizerische Selbstbesinnung" nannte, zu fördern. Das Büchlein besteht aus Aphorismen und Zitaten aus Werken grosser Schweizer, besonders Historikern, aus Urkunden und Verfassungen und Aeusserungen der Behörden, aus Dichtungen und Liedern, aus allen schriftlichen Niederschlägen bester schweizerischer Gesinnung. Wir haben nicht festgestellt, dass irgend ein Name vergessen worden wäre, der wesentliches zum Problem „Eidgenossenschaft" beigesteuert hätte. Den drei Herausgebern gebührt Dank und Anerkennung für ihre im besten Sinne erzieherische Tat. Für einen regsamen jugendlichen Leser enthält jede zitierte Stelle ein Samenkorn, aus dem sich für seine Vorstellungen ein kräftiger Baum entwickeln kann.

Eine neue Schweizergeschichte

Als eine Augustgabe im besten Sinne darf auch die neue Schweizergeschichte von Valentin Gitermann „Geschichte der Schweiz" (Augustin-Verlag, Thayngen-Schaffhausen, 1941) empfohlen werden. Das sehr verdienstvolle Werk steht in der Mitte zwischen zwei kürzlich erschienenen Schweizergeschichten von Feuz und Fischer, die sich mehr an den gebildeten Nicht-Historiker wenden, und zwei umfassenden Darstellungen, die eher für die wissenschaftliche Arbeit bestimmt sind, denjenigen von Dürr, Nabholz, Feller und Muralt und von Gagliardi. Gitermann darf sich mit gutem Recht an beide Kreise wenden: dem einen wird er mehr Stoff vermitteln, lebendig gestalteten und reif durchdachten Stoff, dem andern ein gut Stück neuer Anregungen.

Ein hohes Verdienst dieser neuen Schweizergeschichte ist der grosse Blick auf den europäischen Hintergrund. Endlich liegt einmal eine Darstellung vor, die nicht Halt macht an den Grenzsteinen und die vor allem die europäische Uebersicht (die ja von andern auch schon versucht worden ist) nicht in ein einleitendes Kapitelchen zusammenpresst und dann, ohne jede Beziehung dazu, zum eigentlichen Thema, eben zu den nurschweizerischen Problemen übergeht. Nein, Gitermann sieht wirklich die Schweiz in Europa; er erkennt und erschaut die Wechselbeziehungen. Wir entsinnen uns nicht, dass in einer Schweizergeschichte bisher mit der gleichen Deutlichkeit dargelegt wurde, dass im Jahre der Schlacht von Näfels die süddeutschen Städte in den Schlachten von Döffingen und Worms ihre kommunale Autonomie verloren, also gerade die gegenteilige Entwicklung gegenüber den eidgenössischen Bünden gezwungener-

massen einschlugen. Diese Betonung des europäischen Hintergrundes des schweizerischen Geschehens kann bei Gitermann zu eigentlichen Missverhältnissen der Darstellung und ihres Raumes führen: wenn etwa für die europäischen Ursachen der Reformation ein Raum von über zwölf Seiten beansprucht wird, für die Waldmannaffäre, an der die europäische Verflechtung der schweizerischen Verhältnisse gewiss auch gut hätte beleuchtet werden können, jedoch kaum mehr als in einem Schulbuch gesagt wird.

Hervorragend wird in Gitermanns Werk u. a. das staatsrechtliche Flechtwerk der regierenden Orte, der Zugewandten Orte, der Schirmherrschaften, der unmittelbaren Untertanengebiete eines Ortes und der Gemeinen Herrschaften blossgelegt. Auch andere staatsrechtliche Verhältnisse vor und nach der Reformation sind gut durchdacht und dargestellt worden.

Je mehr wir uns allerdings der Gegenwart nähern, macht sich ein gewisser Subjektivismus des Verfassers bemerkbar. Wir wollen nicht untersuchen, von welchen weltanschaulichen Grundlagen Valentin Gitermann bei der Konzeption seiner Geschichte der Schweiz ausgegangen ist. Sicher ist jedoch, dass von der Helvetik an mitunter ein recht hartes, einseitiges und gar ungerechtes Wort fällt. Bei aller Lebendigkeit der Darstellung ist doch eine gewisse Statik des Aufbaus der Arbeit nicht zu verkennen, woraus man von der Gleichzeitigkeit bestimmter Ereignisse und dem dahinter liegenden Sinn keine rechte Vorstellung bekommt. Das Werk ist mit Porträts, Veduten, Reproduktionen von Urkunden, Texten und ähnlichen Dokumenten schön illustriert. Wer sich vor allem über die neuere wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Eidgenossenschaft informieren will, wird bei Gitermann nicht enttäuscht werden. Von hier aus, wie auch unter andern Gesichtspunkten, ist das Werk von hohem Wert für die staatsbürgerliche Erziehung.

Ein immer noch aktuelles Prachtswerk

Zwar nicht mehr eine ausgesprochene Neuerscheinung, aber immer noch im höchsten Sinne aktuell und eine Gabe zum ersten August, die sich für jedes Schweizerhaus trefflich eignet, ist das zweibändige Sammelwerk „Heisst ein Haus zum Schweizerdegen". Tausend Jahre deutschschweizerischen Geisteslebens", das von Emanuel Stickelberger herausgegeben wurde. Das Werk, dessen erster Band 700, der zweite Band sogar 750 Seiten umfasst, war ursprünglich für die Landesausstellung gedacht. Die Mobilisation verzögerte aber dann den Druck, und so erscheint uns der Tag der Besinnung vom 1. August 1941 geeignet, auf dieses magistrale Werk zu verweisen. Es gibt uns zugleich den Hinweis, dass wir auch bei dieser Gelegenheit nicht nur staatlich denken sollen, sondern dass der Geist und das geistige Leben, die Kultur, als höchstes Gut der Menschheit schlechthin, doch auch auf dem Raume der heutigen Schweiz noch älter

ist als sie selber. Die Schweiz feiert den 650. Geburtstag: Stickelberger dagegen mit seinem Panorama des Geistes, der zwar deutschschweizerischer Prägung, aber letzten Endes doch menschheitlich ist, kann auf tausend und mehr Jahre zurückblicken. Vermeiden wir es daher, nur-schweizerisch und nur-staatlich zu denken, denn der Geist ist schliesslich doch noch wichtiger. Diese Erkenntnis ruft uns das Werk des Baslers Emanuel Stickelberger für unser Empfinden zu.

Es ist unter diesem Gesichtspunkt gar keine Ueberraschung, dass dieses Werk gerade von Basel ausgehen musste. In Basel war der menschheitliche, universelle Geist immer sehr stark. Diese Weltweite, dann auch diese im schönsten Sinne erfrischende Gelehrsamkeit, die dennoch so gar nichts von Gelahrtheit an sich hat, dieses fruchtbare enzyklopädische Wissen ist in der schönen Stadt am Rheinknie so recht zuhause, und Stickelberger, der aus altem Basler Geschlecht stammt, zeigt sich in diesem Werk als einer ihrer würdigsten Vertreter. Man darf ruhig sagen, dass dieses Prachtswerk der Lebensarbeit seines Herausgebers, der ja auch in seinen zahlreichen historischen Remanen und Novellen der Wissenschaft, insbesondere der historischen Wissenschaft tief verpflichtet blieb, die Krone aufsetzt.

Wie gewissenhaft der Herausgeber in seiner Sammelarbeit für sein alle Gebiete des menschlichen Schaffens und Lebens umfassendes Panorama zu Werke ging, das zeigt, mit einer Dosis Schalkhaftigkeit gemildert, die Bemerkung, die wir gleich auf der zweiten Seite des Vorwortes finden: „Beim Stöbern nach Funden zeigten sich mitunter Klippen. Nur ein Beispiel: der handschriftliche Nachlass des Philosophen Johannes Niederer enthielt eine witzige Fabel, ‚die Henne'; sie schliesst mit den Worten:

‚Erst leg ich meine Eier,
‚Dann rezensier' ich sie.'

In der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts bewanderte Freunde versicherten mir, die Fabel stamme von keinem bekannten Dichter, im übrigen: dem bedeutendsten — wenn schon später abtrünnigen — Pestalozzi-Jünger sei wohl so viel Geist zuzutrauen. Aber der misstrauische und vielleicht durch eine dunkle Erinnerung geleitete Herausgeber durchmusterte selbst noch, was etwa einschlägig war, und stiess wirklich auf die gesuchte Glucke. Nämlich im lieben Wandsbecker Boten: Niederer hatte Claudiussens Verse für sich abgeschrieben, was ja sein gutes Recht war."

Das Werk „Heisst ein Haus zum Schweizerdegen" ist tatsächlich dem Hause zu vergleichen, von dessen Giebel die zwei und zwanzig Schilde „weit zu Tal" blitzen. Aber dieses Haus hat nicht nur eine Wirtsstube, in der der Wirt Roten einschenkt und einen „hohen Saal", in dem die Zeug- und Bannerherren harrend sitzen, sondern auch manch eine stille Schreibstube, in der fleissig gearbeitet wird an Büchern von europäischer Tragweite, geräumige Werkstätten, in denen der Hammer geschwungen und die Säge geführt wird, Künstlerateliers, aus denen wundersame Bil-

der hervorgehen; rings um das Haus sind Festwiesen, auf denen das Volk sich tummelt, ja, es wären auch Kirchen in der Umgebung zu nennen, in denen das Wort Gottes verkündet wird. Mit andern Worten: dieses gewaltige Sammelwerk umfasst alle Gebiete des Lebens, der Arbeit, der Kunst und Forschung, der Erholung und der Erbauung, alle Zeiten seit den alten Helvetiern bis auf unsere Gegenwart, Aeusserungen aller Volkskreise von dem Witze eines Landstreichers bis zu den Thesen der Gelehrten, alle Stimmungen der Seele, von dem derben Witze eines Zechers bis zu der tiefen Frömmigkeit eines Zwingli oder eines Bruder Klaus.

An erster Stelle steht die Geschichte, wie es einem Volke zukommt, das die Geschichte eben zum Volk und zum Staat gemacht hat. Von der Geschichte wendet der Blick sich dann nach innen und nach aussen, zur Besinnung auf das Wesen unserer staatlichen Existenz und unserer Wehrhaftigkeit und zur Erkenntnis der Bedeutung der Einzelschicksale grosser Männer für die Geschichte (von Niklaus von Flüe, Zwingli, über Thomas Platter, Albrecht von Haller, J. G. Zimmermann, General Suter bis zu Theophil Sprecher von Bernegg. Dann kommt das Gebiet des Glaubens, das dem Verfasser der historischen Romane und Darstellungen über Zwingli, Calvin und die Reformation natürlich ein hochvertrautes Gebiet ist und in dem die Frömmigkeit Basels glücklich zum Worte kommt. Den ersten Band beschliessen die Kapitel über die Sprache, „In der Nussschale" (Sinnsprüche, Weisheit in knappster Form etc.) und „Stille Stunde".

Im zweiten Bande finden wir die bildende Kunst, Schrifttum, Volkskunde, Sage, Sitten, Humor, Recht, Wirtschaft, Medizin, Technik, Natur, Landschaft, Jugend: alle Seiten, von denen sich der schweizerische Mensch in tausend Jahren gezeigt hat. Ein Verzeichnis mit biographischen Angaben der Verfasser und ein Künstlerregister dienen zur leichten Handhabung des Werkes.

Das Werk „Heisst ein Haus zum Schweizerdegen" von Emanuel Stickelberger ist nicht das erste dieser Art, das im Laufe der letzten fünfzig, sechzig Jahre erschienen ist. Wir erinnern etwa an den Band von Hans Lehmann „Die gute, alte Zeit", der etwa 1904 erschien, seither allerdings im Verlag von Fretz & Wasmuth, Zürich, mit bedeutend besseren Illustrationen neu aufgelegt wurde (1937). Auch um die Jahrhundertwende erschienen solche Werke. Aber wenn wir die ganze Gestaltung, vor allem die Kunst der Reproduktion (denn der „Schweizerdegen" ist ganz herrlich illustriert, der Verlag Otto Walter in Olten hat hier in Verbindung mit der Clichéfabrik Schwitter A.G., Basel-Zürich, keine Kosten gescheut) mit den früheren Werken vergleichen, so fällt der gewaltige Unterschied und Fortschritt sofort in die Augen. Wesentlicher und wichtiger, als sich zu gestehen, wie herrlich weit wir es auch in dieser Hinsicht gebracht haben, erscheint uns allerdings die Betrachtung, wie sich der nationale Gedanke und die nationale Besinnung auf die Existenzberechtigung und die Mission der

Eidgenossenschaft in den letzten vierzig Jahren gewandelt hat. Hier dürfen wir mit dem berechtigten Stolz sagen, dass der „Schweizerdegen" als Frucht der Bemühungen unserer Zeit, die Stickelberger wundervoll herausgearbeitet hat, weit über die historisierenden und naiven Auslassungen früherer Jahre hinausragt. „Heisst ein Haus zum Schweizerdegen" ist ein Kompendium nicht nur der Leistungen des Schweizervolkes, sondern auch der wahren und entscheidenden Kräfte, die in ihm schlummern und die zu entwickeln sind.

„Le Président Motta"

In der welschen Schweiz ist die Formel „le Président Motta" zu einem Zauberwort geworden, das viel eidgenössische Liebe und Brudersinn dem Herzen der Menschen zu entlocken vermag. Die Gestalt des grossen Verewigten geniesst in welschen Landen eine Verehrung, wie sie kaum einem General Dufour zuteil geworden war. Alles, was eidgenössisch ist, was den Kleinstaat Schweiz gross und leuchtend beispielhaft macht, ist darin enthalten, in diesem „Président Motta". Man kann diese Formel nicht ins Deutsche übersetzen. „Präsident Motta" widerspricht dem deutschen Sprachempfinden, und zudem ist in der deutschen Schweiz die Bezeichnung „Präsident" allzu sehr von Kegelklubs und Turnvereinen beschlagnahmt worden, als dass der ursprüngliche Zauber des Wortes noch wirken könnte.

Ein Ausdruck dieser Verehrung ist das soeben im Verlag der Librairie Payot, Lausanne erschienene Werk des in Zürich lebenden Waadtländer Schriftstellers und Journalisten Aymon de Mestral: „Le Président Motta." Es ist ein ganz entzückendes, ungemein fesselndes Buch. Es nennt sich bescheiden „une première étude d'ensemble", einen „ersten Abriss", und doch enthält es in Kürze schon alles, was auch die spätere Mottaforschung noch zu Tage bringen kann. Diese kann sich vielleicht noch tiefer in die heute noch kaum übersehbare Korrespondenz des grossen Bundesrates hineinarbeiten, vielleicht auch noch intensiver den Aeusserungen des Auslandes über Motta nachgehen: Das Wesentliche und vor allem der menschliche Zauber der Gestalt des liebenswürdigen, tief denkenden, rastlos strebenden und seine engere, wie seine weitere Heimat glühend liebenden Staatsmannes werden niemals nachhaltiger und glücklicher, mit wärmerem Herzen und mit unmittelbarerer Kenntnis der grossen Linien dieses Lebens gestaltet werden können. Das ungefähr dreihundert Seiten umfassende Werk von Aymon de Mestral ist auch in einem überaus anziehenden, lebendigen und schönen Französisch geschrieben, das, wie eigentlich alles Ueberzeugende und Grosse in einer fremden Sprache, dem durchschnittlichen Deutschschweizer überraschend leicht zugänglich ist. Eine deutsche Uebersetzung ist, wie wir erfahren, überdies in Vorbereitung. Hoffen wir, es gelinge ihr, die warme Herzlichkeit und das ganze sympathische Wesen des Buches von Aymon de Mestral, in unser geliebtes Deutsch zu übertragen.

Die Darstellung des Lebens von Giuseppe Motta ist in etwa vierzig kleine Kapitel aufgeteilt, von denen einige den Charakter von reizenden Momentaufnahmen aus diesem reichen Leben haben, andere dagegen über die durchschnittliche Zahl von fünf bis sechs Seiten dieser Kapitelchen hinausgehen und zu umfassenden Darstellungen einer bestimmten Frage werden. Es ist viel selbst Erlebtes und selbst Geschautes in diesem Buch, und selbst wenn Aymon de Mestral einen Andern sprechen lässt, sei es Giuseppe Zoppi, der die Atmosphäre der Jugend von Giuseppe Motta eingefangen hat, sei es das „Journal de Genève", das Mestral für gewisse Ereignisse zitiert, oder der liebliche Bericht der Fräulein Riva, der Tochter des tessinischen Ständerates über die Mittelmeerfahrt vom Frühling 1937: immer weiss der Verfasser seine Gewährsleute mit seiner eigenen gekonnten Darstellung zu verbinden und so zu verflechten, dass ein Bild von leuchtender, südlicher Klarheit entsteht.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts spielten die Motta im Leben des Tessin eine Rolle. Giuseppe ist am 29. Dezember 1871 in Airolo geboren, und Mestral weist darauf hin, dass im gleichen Jahre im äussersten Süden des Kantons jener andere grosse Tessiner zur Welt kam, Francesco Chiesa, der seine Heimat der grossen italienischen Literatur eröffnet hat. Im Jahre 1877 erlebte der Sechsjährige die furchtbare Feuersbrunst von Airolo. Im Colleggio Pio in Ascona, von Carlo Borromeo gegründet, lernte Motta während seiner ersten Studien seinen Freund Daniele Pometta kennen. Es folgten Studienjahre in Fribourg, München und Heidelberg. In München waren mehrere Tessiner beisammen: neben Motta auch Daniele Pometta, die Bonzanigo und Antonio Riva. Entzückend schildert Aymonde Mestral die erste Tätigkeit des „avvocatino" in Airolo, die sich zur gesuchtesten Praxis des ganzen Tessin ausdehnt. Bei einem heftigen Angriff eines politischen Gegners im Grossen Rat beweist der 23-Jährige eine erstaunliche politische Reife und Weitsichtigkeit. Er sagt zu seinem Freunde Pometta: „Ach, diese Leute sind bei Ideen von 1848 stehen geblieben. Sie sehen nicht ein, dass die Freiheiten, um die damals gekämpft wurde, heute errungen sind, und dass es sich heute um ganz andere Dinge dreht."

Dann erreicht der „Appel d'outremonts" im Jahre 1911 den jungen konservativen Politiker. Die Bundesräte Zemp und Schobinger hatten die konservative Beteiligung an der eidgenössischen Exekutive bereits zur Tradition erhoben, und der Sinn des Eintrittes Mottas lag, wenigstens in den ersten Jahren, recht wesentlich in dem Schutz der Schweiz über die Italianità des Tessin. Die Wirksamkeit Mottas im Bundesrat wird von unserem Verfasser ebenso klar und eindringlich erfasst, wie die sechs Kollegen, die Motta bei seiner Ankunft in Bern vorfand, köstlich charakterisiert werden. Bei der Affäre Hoffmann im Jahre 1917 hatte Motta, wie uns Mestral berichtet, ein entscheidendes persönliches Erlebnis, das uns den Schlüssel für die Abneigung des spätern Leiters der auswärtigen Angelegenheiten gegen eine persönliche Politik in die

Hand gibt. Ein Abschnitt des Buches ist betitelt: „Variations sur deux Thèmes connus". Hier wird der wesenhafte Satz ausgesprochen: „Il avait au plus haut point le sens de l'évolution et de la durée." Und wiederum, wie bereits erwähnt, stossen wir auf Szenen, die den Zauber des Erlebten und überlegen Geschauten an sich tragen: etwa die köstliche Unterredung von Minister Paravicini mit einem Vertreter der Entente oder die fieberhafte Stimmung im Bundeshaus am Tage der Abstimmung über den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund.

Es folgen nun Abschnitte in unserem Buche, die weniger die bisherigen reizvollen Schnappschüsse sind, als vielmehr erschöpfende Studien über gewisse politische Zeitfragen darstellen. Die Darlegungen über die Voraussetzungen der diplomatischen Vertretung der Schweiz in früheren Jahrzehnten sind allerdings inzwischen durch Bourcarts „Erinnerungen" (im Basler Jahrbuch) ergänzt worden, und wenn Mestral von Carl J. Burckhardt spricht, so unterläuft ihm eine kleine Unrichtigkeit in der Schreibweise des Namens, die ihm die Basler hoffentlich nicht krumm werden nehmen. Dazwischen erstehen wieder prächtige Bilder, etwa wie Motta an der Appenzeller Landsgemeinde spricht oder an den Völkerbundskonferenzen eine grosse Rolle spielt. Die Septembersession von 1927 ist der Höhepunkt des europäischen Ruhmes unseres Magistraten. Vom Innern her gesehen, beschäftigen ihn bis zu dieser Zeit die schwerwiegenden Nachkriegssorgen der Nuntiatur, der Zonen, der Konferenz von Genua, der 80 Millionen Kriegsschäden von Auslandschweizern. Hier zeigt sich der unermüdliche Arbeiter. Bundesrat Etter sagte von seiner Arbeitsweise: „La main de M. Motta écartait les obstacles!" Aber in der gleichen Zeit entstehen auch grosse innere und äussere Schwierigkeiten, die schon mit dem Worowsky-Prozess von 1923 beginnen. Dann kam die doppelte Front gegen Bundesrat Motta, das Verhältnis zum Fascismus, das Problem der differenzierten Neutralität, der Niedergang des Völkerbundes, das neue Deutschland und der spanische Bürgerkrieg. Die beharrliche Festigkeit Mottas brachte ihm durch all die Fährnisse hindurch in den entscheidenden Tagen vom 21. Mai bis zum 21. Juni 1938 („ces jours vont compter double dans l'existence de M. Motta") die Anerkennung der unbedingten integralen Neutralität der Schweiz durch die Achsenmächte.

Das letzte Kapitel des Buches „Ombres et Lumières" ist das persönlichste des Buches. Hier hört man am meisten so etwas wie das Atmen der Zeit. Und zugleich das Knistern des Kaminfeuers in Mottas Heim. „Le Rayonnement" lautet eine der letzten Ueberschriften. Ja, das ist es: strahlend, unbesiegbar strahlend ist das Wesen von Giuseppe Motta. Es ist der Schimmer der Unsterblichkeit.

Eugen Teucher.

Das Festspiel in Neuenburg: „Nicolas de Flue“

Mit meinen Neuenburger Freunden ist es so bestellt: der eine Sohn der Familie ist ein „gelb-roter", der andere ein „rot-weiss-grüner". Die Rot-weiss-grünen halten zum Neuenburgerwappen, wie wir es kennen mit den drei Längssteifen und dem kleinen weissen Kreuz links oben, „pour qu'ça fasse suisse". Die Rot-gelben dagegen bewahren dem viel ältern Stadtwappen die Treue, welches eine lotrechte Reihe spitzer Winkel zeigt und einen mittelalterlich-trotzigen Eindruck macht. Rot-gelb hat denn auch triumphiert: bei unserer Ankunft wehte es in allen Strassen der Feststadt. Aber der Grund dieses Sieges ist harmlos — alle sagen sie das Gleiche: „le jaune-rouge? mais, parce que c'est plus joli, voyons!"

Neuenburg, ich muss Dich loben: Du bist eine helle, eine wohlvernünftige Stadt — „hell" wie mans bei uns meint: denn da heisst das zugleich auch „klug". Ich habe in Deinen Mauern Neuenburger getrunken, eingeschenkt von fachkundiger Männerhand, mit der Aussicht auf Deinen klaren See. Da erschienst Du mir so licht und spritzig-trocken wie Dein Wein. Der macht nicht schläfrig wie unser alemannisch Bier, sondern aufgeweckt und kritisch — so scharfsichtig und so kritisch wie es sonst eben nur alteingesessene Neuenburger sind.

Unter rot-gelben Wimpeln sind wir dann mit der aufgeregten und festfreudigen Menge zum Zelttheater gepilgert. Das kleinere Zelt des Neuenburger „Comptoirs" stand gerade gegenüber und soll einen Rekordbesuch verzeichnet haben. Kein Wunder; es gehört mit zu dieser liebenswürdigen Gastfreundschaft, diesem unbeirrten Kraftaufwand der Neuenburger, der uns schliesslich — „trotz allem", wie man sagt — die zweimal schon vergeblich angekündigte Aufführung des „Nicolas" zum Geschenk gebracht hat. Die ganze Westschweiz hat dabei geholfen; unter den Mitspielern befindet sich jener Winzer aus Auvernier, dieser Uhrmacher aus La Chaux-de-Fonds, jener dritte aus dem Locle...

Pfadfinder stürzen sich auf uns beim Eintritt: „Aber bitte, ich werde Ihnen Ihren Platz zeigen!" Das Zelt macht einen weiträumigen und nüchternen Eindruck, mit seinen langen, unverschalten Balken und der völlig unverkleideten Bühne. Ueber unsern Köpfen hängen kleine Estraden, wo sich Operateure, dazwischen manchmal ein Gassenjunge, wichtig gebärden. . . Plötzlich kommt aber von dort oben auch wirklich etwas Wichtiges: Licht auf die Bühne — ein warmes orange Licht; es fasst den breiten, beidseits im Gebälk sich verlierenden Bühnenplatz mit einem Schlag zu einer klaren und erkenntlichen Einheit zusammen. Die ganze Ausstattung besteht in einer dreifachen Stufung des Bühnenbodens durch zwei flache, die ganze Breite einnehmende Treppen — zu oberst, als einziger Hintergrund, ein schmales, bis zur Decke des Zeltraumes emporreichendes Holzkreuz in „lateinischer" Form (mit langem Unterarm).

Um gleich ins Zentrum zu gehen: die ganze Bedeutung der Aufführung liegt zusammengefasst in diesem Kreuz, welches die einzige

Kulisse bildete. Zwei dünne, nackte, nur etwas geweisste Latten, übers Kreuz zusammengenagelt; welche Armseligkeit! Uns bedeuten die zwei schmucklos verstrebten Hölzer etwas. Im Lauf zweier Jahrtausende hat sich eine solche Wichtigkeit, eine solche Kraft der Bedeutung auf ihnen angehäuft, dass sie heute ganz allein diese weitausladende Bühne abschliessen, ganz allein diese reichen, bunten, breit hin- und herwogenden Chormassen zusammenraffen und sinnvoll beherrschen können. Aber äusserlich: welche Kahlheit! Das Wort „dépouillé" ist häufig und ganz von selbst in den welschen Artikeln erschienen, welche die Aufführung besprachen.

Das Entscheidende an „Nicolas de Flue" ist die Armut. Klaus ist arm; der Engel lässt ihn nicht, bis er bereit ist, auch den Strick wegzugeben, den er um die Lenden trägt. Und der Dichter Denis de Rougemont erfasst diese Armut voll Leidenschaft, er liebt sie, er spielt sie aus in treffendem Dialog gegen den reichen Abt von Einsiedeln, und in stillen, heimlich-seligen Versen gegen die schlaue Berechnung der ausländischen Würdenträger, gegen Beutegier und Machttrieb der Schweizer selbst. Die wichtigsten Adjektive sind pauvre, dur, ingrat, amer — vor allem: sévère. „Je ne suis rien", sagt die Frau des Klaus; und wenn der Chor ihr zusingt: „Voici, tu cèdes à la grâce sévère", so löst sich alle Grösse und Heldentat des verzichtenden Weibes auf in einem selbstverständlichen Gehorsam. Auch die Verben zeigen nur gerade das Einfachste was ein armer Mensch tun mag: écouter, avertir, répondre; veiller; marcher. Und wenn Rougemont bei der „Prière" des Nikolaus, vor dem Aufstieg zum Ranft, den Untertitel „Gebetlein" hinzufügt, so geschieht das nicht so sehr, um den Historiker darauf aufmerksam zu machen: hier wird ein bekannter Text gebraucht; das merkt er ja ohnehin. Sondern das Wort selber war wohl dem Dichter wichtig: „Gebetlein". Rougemont hat ein tiefes Gefühl für die Hilflosigkeit des Menschen; nur gerade ein Gebetlein ist ihm gegeben.

Nur gerade dies ist ihm gegeben: die Gnade des Wortes. Sie liegt sichtbarlich auf Rougemont. Die Schönheit des Wortes ist es, welche der Nicolas-Aufführung die Leuchtkraft gab. Aber auch hier handelt es sich um eine karge, eine „strenge" Schönheit. Was in Musik und Szenik ein Problem bleibt und noch erst untersucht werden muss, das ist im dichterischen Bereich erfüllt: die Sprache gleitet nirgends ab in falsche Grösse; sie bleibt im „Blossen". Ja, sie versagt sich das Entscheidende: die Formulierung der Botschaft, welche Bruder Klaus an die Stanser Tagsatzung richtet. Geschichtliche Pietät mag da eine Rolle gespielt haben. Aber was bedeutet auch sie anderes, als dass die Scheu vor dem kostbaren Dokument überwiegt über den Wunsch nach eigener Behauptung und eigener Grösse. Bedenken wir: der Text, um dessentwillen die Ueberlieferung überhaupt von Klaus erzählt, um dessentwillen das Drama geschrieben wurde und die Chöre singen — dieser Text bleibt unausgesprochen. In diesem Augenblick, wo die Sprache ins Erhabene, ins Absolute, ins zwingend Grosse hinansteigen

müsste — bleibt Rougemont dem „blossen Menschen" treu. Er weiss, dass ihm die „grosse Geste" noch versagt ist, wie sie uns Schweizern wohl allen versagt ist; und er will lieber das zentrale Stück seines Dramas ungeschrieben lassen, als dabei in unechtes Pathos verfallen. So bleibt er in der Armut.

Mönchische Armut, möchten wir sagen; und doch stimmt es nicht. Mönchische Armut, aber ohne Klostergemeinschaft, ohne reichen Altar und Bilder, ohne Anteil am „aufgerichteten Reich" der alleingültigen Kirche. Armut der menschlichen Pflanze, wie sie allein, nackt und rechtlos in der Welt steht — nur das teure Blut des eingeborenen Sohnes, die unbegreifliche, die „strenge" Gnade über ihr.

Das Zentrum bildet also der „blosse Mensch". Geht der Streit in der Stanser Tagsatzung nicht letzten Endes darum, ob die Aufgabe der Schweiz im materiellen Reichtum, in den Dingen sei — „mächtig werden und erobern" — oder „bloss" in den Menschen — „zusammen Gott gehorchen"? Der „blosse Mensch", das ist Nikolaus ohne Hab und Gut, ohne Familie. „Blosse Menschen" sollen aber auch alle andern Schauspieler sein. Das war herrlich unterstrichen dadurch, dass keine Kulisse sie vor dem Zuschauer verdeckte oder ihnen eine Folie gab. Beim Auftreten und Abtreten sah man sie gehen, so wie man Menschen auf der Strasse gehen sieht und sich dabei seine Gedanken macht über ihren Gang.

Alles nun, was über den „blossen Menschen" hinausging, musste stören. Die drei Engel mit Silbermasken und weissem Langgewand waren peinlich; ihre drei silbernen Bärte bildeten eine kunstvolle Treppe: der des Vordersten war lang, der des Mittleren mittellang und der des Hintersten kurz... Der eine sprach übrigens sein „tient" und „besoin" mit einem herrlichen „accent" aus, der unserm wenig kompetenten Ohr als waadtländisch vorkam — wobei wir eben nicht das Waadtländische, sondern vielmehr das allzu Engelhafte an ihm wegwünschen. . . Aber auch die langen Röcke der eidgenössischen Räte und anderer Spieler wirkten künstlich, mögen diese „hommes de robe" historisch noch so gerechtfertigt sein. Das ganze Kostümproblem war farblich meisterhaft gelöst — wir denken noch mit besonderem Vergnügen an die Standartenträger in der Landsgemeinde: ihr Stahlgrau, mit ganz wenig blau geschmückt, wirkte so hell und doch vernünftig, so beruhigend über der köstlichen Menge frischer Farben, welche die unterhalb verteilte Menge zur Schau trug. Dagegen herrschte eine Art „thematische" Unsicherheit: man schwankte hin und her zwischen einer Tendenz, historisch und realistisch „Richtiges" zu geben (die langen Röcke der Männer, die Kopftrachten der Frauen — die Bündel, welche an den Stöcken der Pilger hingen) und einer Tendenz nach freier Phantasieentfaltung (zum Beispiel bei dem schönen „Oesterreicher" mit karriertem Rock und grüngestreiftem Ueberwurf dazu). Ist in diesem besondern Fall nicht die einzig gute Tendenz: dem Menschen so wenig anhängen wie möglich? Dabei können die gleichen herrlichen Farbwirkungen erzielt werden; aber alle wal-

lenden Gewänder, alles was den Menschen wirklich „verkleidet", beiseite lassen. Von den Dämonen bis zum récitant in Gold und weisser Schleppe (allzu schön, lieber Herr!) und bis zu den komischen Zweigen in Händen der Compagnons de la Follevie wirkte alles schwach, was eigentlicher szenischer Aufputz, ausgesprochenes theatralisches Beiwerk zum gewöhnlichen Menschen war.

Dies erklärt ohne weiteres, warum das „Volk" besser wirkte als die Einzelspieler; es stellt eben „gewöhnliche Menschen" dar, während der Einzelschauspieler eine schwierige Synthese finden muss zwischen seiner weittragenden Rolle und dem „Bloss-Menschlichen". Hier versagte vor allem Nicolas selbst. Rougemont hat Klausens „Abscheiden aus der Welt in die Einsamkeit" auf mancherlei Art als eine Tat bescheidenen und zitternden Gehorsams zu charakterisieren gesucht, und nicht als grossprecherische Gebärde eines Menschen, der sich selber tragisch nimmt. An dieser Klippe, welche der Text so sorgfältig zu umschiffen sucht, zerschellte der Schauspieler. Denn sein Können bleibt durchaus innerhalb der stereotypen, Racine und Bossuet verpflichteten Rhetorik; so gab er seiner Rolle genau die Theatralik, die sie nicht haben darf; seine phatetische Dämonenvertreibung (nach der Ankunft auf dem Ranft) machte lachen. . .

Die Musik von Arthur Honegger arbeitet mit klaren und eindrücklichen Leitmotiven, die immer wiederkehren. Sie ist oft von ausgesuchter Schönheit. Das Seltsame war: auch sie kam nicht über den „armen Menschen" hinaus. Sobald sie grossartig, erhaben werden will, versagen ihre Mittel. Anfang und Schluss des „Nicolas" sind grossprecherische Folgen von Dreiklängen, denen nur manchmal die Sexte beigefügt wird, wie im modernen „Schlager". . . Je harmonischer und gehobener Honegger wird, desto mehr läuft er Gefahr, billig oder leer zu sein. Aber alles Unruhige, alles Wirre, Rauhe ist herrlich an dieser Musik. Welche Kraft und Einfachheit der Erfindung im Lied der Compagnons de la Follevie, oder im Ambassadorenmarsch, der wie aus Felsblöcken gebaut ist! Der Hauptteil dieses Marsches ist charakteristisch für Honeggers rücksichtslose Geradlinigkeit: eine Art „Fugenthema" wird einfach in aufsteigender Linie wiederholt, wobei die begleitenden Stimmen sich zwar graduell vermehren, aber ohne dass ein eigentlicher Kontrapunkt entstände; am Schluss baut sich dann nochmals das Eingangsthema über das ganze, als Fortissimo wiederaufgenommen. Vielleicht überraschender war, dass Honegger auch das Zarte, Lichte, Sänftigende mit der gleichen Meisterschaft wiedergab. Denken wir nur an die reine Schönheit und den Farbenzauber des Liedes: „Etoile du matin. . ." Honegger scheint uns der Komponist, welcher die moderne Musik wieder zu einer Sache des Volkes machen kann; er ist kräftig und lapidar genug dazu. Seine Musik ist nicht nur für grossen Chor und grosses Publikum geschrieben, sondern in ihrer Weiträumigkeit, ihrem Reichtum der Mittel hat sie wirklich eine Art öffentliches Ausmass, gemeinschaftsbildende Tragweite, „style civique". Das wichtigste Ele-

ment dieses Stils sind im „Nicolas" vielleicht die unerwarteten Auflösungen in den reinen Durakkord, die immer wieder stark und leuchtend über die Zuschauermenge hereinbrechen.

Nach der Aufführung ist nichts mehr zu merken von der sprichwörtlichen Kritiklust der Neuenburger; sie sind ganz einfach stolz auf „ihren" Nicolas. Das schöne, dämmeriggelbe Tageslicht, das im Zelt herrschte, ist erloschen. Aber draussen auf den Strassen freut sich noch alles der „Sommerzeit". . . Ich betrachte mein Festprogramm, denn da heisst es unter einem Lichtbild:

L'écrivain Denis de Rougemont (à gauche)
et le compositeur Arthur Honegger (à droite)
en séjour à Neuchâtel en 1939.

Wie sie so „gewöhnlich" dastehen, jeder mit seiner Pfeife in der Hand! Honegger breit hingepflanzt, Rougemont etwas „ätherisch", sehr diszipliniert wirkend daneben — jemand hat mir so treffend von ihm gesagt: „er sieht aus wie ein Rennfahrer". Irgendwann, wohl noch bevor dieses Bild aufgenommen wurde, muss über Honegger die Liebe zum Text des „Nicolas" gekommen sein, eine brennende Liebe zu diesem „schönen Wort"; nur daraus konnte eine Musik mit solch mächtiger, solch durchgängig geeinter Atmosphäre hervorgehen. Ein christliches Theaterspiel ist dabei entstanden, ein Fest von öffentlich-staatlichem Ausmass. Welche Hoffnung! Hoffnung für unser Theater, fürs ganze Land. Vielleicht brauchen wir nur gerade dies: uns nicht aufblasen, nirgends erhabener tun als wir sind.

Kurt Sulger.

Welsche Zeitschriften

I

Vor einiger Zeit konnten die Welschen sich noch mit Recht über Mangel an eigenen Zeitschriften beklagen. Aber in den letzten Jahren hat sich dieser Mangel in Ueberfluss verkehrt. 1935 entstand VIE, 1939 Formes et Couleurs und Le Mois Suisse... Der Herausgeber eines der Hefte, von denen wir hier reden möchten, hat mir vorgegerechnet, mit welch minimer Abonnentenzahl eine welsche Zeitschrift rechnen kann: „... es ist ein schlechter Witz, dass wir zwei illustrierte Blätter wie Formes et Couleurs und Vie nebeneinander haben sollten!"

Wer die fünf hauptsächlichsten Veröffentlichungen, die wir zur Besprechung ausgewählt haben, nacheinander liest, der wird denn auch den Gedanken nicht los, dass all dies zusammen eine oder zwei ausgezeichnete Zeitschriften ergäbe... Viel Uebersetzung, sehr viel Geschichtliches wird geboten, und auch wenn wir von den Wiederholungen

unter der Rubrik „Bücherbesprechungen" absehen, können wir uns nicht verhehlen, dass in den fünf Zeitschriften manches zwei- und mehrmals gesagt ist.

Aber schon Tacitus schrieb, die Schweizer könnten nicht „in unum consulere" — und so hat denn der Chronist selber im Januar dieses Jahres der Geburt einer „allerneusten" Zeitschrift beigewohnt: Suisse Contemporaine. Ihr Herausgeber war ganz einfach überzeugt, dass nirgends das gesagt werde oder auch nur gesagt werden könnte, was jetzt gesagt werden müsse...

So triumphiert die geistige Unternehmungslust der Welschen über alle zeitungstechnischen Bedenken. Für unsere Für unsere Chronik kann das nur von Vorteil sein: wir haben Ihnen eine Reihe von Gesichtern zu präsentieren, statt nur deren eins oder zwei!

Le mois suisse

Edition: Corbaz, Montreux; Direktor: Philippe Amiguet.

Le mois Suisse ist aus einer harmlosen und auch etwas farblosen Veröffentlichung zu einem Gegenstand lebhafter Diskussion geworden dadurch, dass er für die Achsenmächte Partei nahm.

Mit dieser Schwenkung trat zugleich der literarische Teil des Inhalts gegenüber dem politischen zurück. Die Artikel des Mois Suisse über Literatur, Musik, Malerei gehen kaum über allgemeine Präsentationen von Werk oder Künstler hinaus. Wertvoll waren oft die Bücherchroniken, ein hervorragender Aufsatz über deutsche Dichtung, oder ein dichterisches Probestück von Arthur Bertschi, „Le jardin de marraine", voll zarter und köstlicher Wüchsigkeit.

Im weitern Bereich machen wir auf einige Seiten sehr konkret gehaltener Erinnerungen an Motta aufmerksam (März 1941), auf die durch mehrere Hefte fortgesetzten Studien von Jean-Louis Clerc über das alte Zürich (ein wahres Vermächtnis von gutfundiertem Wissen und geschichtlichen Details aller Art!). Die witzigen Beschreibungen, welche Emile-Robert Blanchet von Hochtouren in seinen geliebten Zermatter Bergen gibt, geraten erst ins rechte Licht, wenn man weiss, dass Blanchet nicht nur berühmt ist als Alpinist, sondern ebensosehr, und zwar im Hauptberuf, als Pianist und Koponist. Und dazu schreibt er noch flüssig, bildhaft und lustig; wenn der Bergführer ihm an einem besonders halsbrecherischen Ort auf die Achseln steigen muss, um weiterzukommen, dann setzen sich „seine Füsse, mit weissen Segeltuchschuhen bekleidet, beidseits auf meine Achseln, wie zwei Tauben auf dem Markusplatz in Venedig...."

Das Beste war aber der Erstdruck eines Manuskriptes von Töpffer in der Februarnummer dieses Jahres — ein neues Muster jener köstlichen Reisebeschreibungen wie wir sie kennen, voll Fröhlichkeit und echter Kameradschaft, schon gleich am Anfang, wo eines jeden Teilnehmers Reisezweck beschrieben wird: „Zanella reist, um von einer Leidenschaft geheilt zu werden, von der man nicht sprechen darf,

Turretin: um Zanella zu necken, und um sich die Fussgelenke zu stärken. Favre: Zanella einen etwas zweifelhaften Schutz zu bieten und der ganzen Gesellschaft einen einigermassen würdigen Anstrich zu geben. Töpffer um die Rechnungen zu bezahlen."

Was nun die politische Linie der Zeitschrift anbelangt, lässt sie sich am besten chronologisch beschreiben. Bis zum Frühling 1940 liefert Gonzague de Reynold für die meisten Nummern einen Leitartikel. Wer etwa die Weihnachtsnummer 1939 näher studiert, stösst im Vorwort der Redaktion auf eine überraschende Lehre: dem Leser wird empfohlen, nur die heitern Stunden zu zählen wie die Sonnenuhr; das sei „une habile recette", um das Leben sorglos von Tag zu Tag zu nehmen. Im Mai 1940 folgt dann die Schwenkung: an die Stelle der Chronik „La vie à Paris" tritt die „Lettre d'Allemagne", auch Artikel über Italien; de Reynold verschwindet von der Bildfläche, um erst im Juni 1941 aufzutauchen; die neue, achsenfreundliche Richtung drückt sich aus in Artikeln über die geplante Neuordnung der europäischen Wirtschaft, über Kultur in Deutschland, zum ersten Mal ganz klar in Paul Gentizons Aufsatz „L'Europe de demain" (Oktober 1940), der in der Westschweiz viel Staub aufwirbelte. Am meisten interessierte uns ein Artikel der Nummer Mai/Juli 1940: er zeigt den Leiter der Zeitschrift, Philippe Amiguet, völlig „übernommen" von den Ereignissen — wie wir es wohl alle waren. Aus dieser Verwirrung löst sich dann als neue Klarheit die entschiedene Parteinahme für die Achse.

Le Mois Suisse hat sicher recht, wenn er im Maiheft dieses Jahres sagt: unsere Nachbarn sind Deutschland, Italien, Frankreich; auch ein Sieg Englands bedeutet nicht, dass dann England bei uns befehlen würde; unsere Aussenpolitik wird in jedem Falle mit unsern Nachbarn zu rechnen haben, und nicht mit fernabliegenden Grossmächten wie England oder Amerika. Gewiss hat er auch recht, wenn er alle Gründe zusammenstellt, die für eine englische Niederlage sprechen, oder für eine bedingungslose Zusammenarbeit Frankreichs mit Deutschland. Das Unangenehme daran scheint uns, dass hier ein „kleiner Schweizer" tut, als ob er der „grosse Deutsche" wäre. Quod licet Jovi, non licet bovi. Wenn die Deutschen England spötisch behandeln, wenn sie ihre eigene Macht und Stärke, ihr Können und ihre Voraussicht in den Vordergrund stellen, so tun sie das direkt, und es wirkt natürlich. Aber wenn der kleine Mois Suisse so tut, wie wenn er das authentische Sprachrohr Deutschlands wäre, so wirkt das unnatürlich — schon nur wegen des Grössenverhältnisses!

Formes et couleurs

Edition: Held, Lausanne; Redaktion: André Held und Daniel Simond, Lausanne.

Seinem Aeussern nach zu schliessen, ist André Held etwa 20—25 Jahre alt. Ein magerer, energischer Kopf voll hochgespannter Pläne. Seine Zeitschrift ist aus andern Publikationen hervorgegangen und existiert unter dem heutigen Titel erst seit anderthalb Jahren. In dieser

Zeit hat sie sich aber aus einer „Revue d'art et d'élégance", wie die erste Nummer noch im Untertitel hiess, zu einer sehr gediegenen Zeitschrift entwickelt, welche auf leichtfassliche Weise bleibende Kunstwerte zu vermitteln sucht. Formes et Couleurs ist der „snob" unter den welschen Zeitschriften: sehr luxuriös ausgestattet, Umschläge von wirklichem künstlerischem Wert, überaus reiche Illustration, der Inseratenteil schon allein eine Augenweide mit seinen oft vortrefflichen graphischen Lösungen — die „schöne" Zeitung. Vorläufig hat diese Schönheit noch einen sehr uneinheitlichen, unverbundenen Charakter: viel herrliches Material, aber damit begnügt man sich auch schon. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie sogar Hefte mit einem einzigen, klar umgrenzten Thema den Eindruck von zufälligen Zusammenstellungen machen, weil keine Ueberzeugung zugrunde liegt, kein tragender Gedanke das Ganze eint.

Da die Stärke der Zeitschrift entschieden im graphieschen Bereich liegt, wird die bildende Kunst zu ihrem natürlichen Bezirk. Kostbar war ein Artikel von de Rougemont über die Entstehung seines „Nicolas de Flue", mit der Reproduktion einer Seite aus Arthur Honeggers Partitur. Eine Arbeit von Fritz Ernst erschien in ausgezeichneter Uebersetzung. Eigentlich wichtig sind aber die kunstgeschichtlichen Beiträge. Oft ist nur die Bebilderung gut — so in einem Aufsatz über Vallotton,der von ganz ausgezeichneten Reproduktionen begleitet war; der Text stammte von Edmond Jaloux, den wir auch im Mois Suisse antreffen, und dessen Zugehörigkeit zur französischen Akademie doch nicht ganz für seine Inhaltslosigkeit entschädigen dürfte. Ungleich stàrkere Texte liefert der Leiter der Zentrale für Verkehrsförderung in Lausanne, Paul Budry. Schon seine Beschreibung der Sammlung Reinhart zeichnet sich durch die Feinheit der Beobachtung aus, und vor allem bei der Beschreibung der gotischen Baukunst („Kathedralen") feiert sein Stil Triumphe — denn er schreibt ja selbst in dieser einfalls- und figurenreichen, oft grotesken, oft plötzlich schmeck- und riechbaren Art, in der auch das „Jüngste Gericht" an einem gotischen Dom dargestellt wird.

Zwei Nummern von Formes et Couleurs interessieren uns besonders thematisch: die eine erschien 1940 und war Frankreich gewidmet — mit herrlichen, grossformatigen Photographien französischer Landschaft und Bevölkerung. Père Forestier, der Seelsorger sämtlicher „scouts" von Frankreich, schrieb über diese Nummer: „Wir durften uns nicht mehr in die Augen schauen — da haben wir in Euren Augen, Freunde aus der Schweiz, gesehen, dass Frankreich immer noch voll Schönheit ist..." Die andere Nummer ist die letzterschienene — 1941 No. 1 — der deutschen Schweiz gewidmet. Während in Formes et Couleurs, früher nur spärlich Farben verwendet wurden, erhàlt dieses Heft seinen Charakter reicher und unbeschwerter Schönheit durch die Reproduktion von vier Berner Brunnefiguren, alle in Farben, rot und gold vor blauweissem Himmel. Für den Text hat Charly Clerc einen Erstdruck beigestreuert: eine überaus reinlich und gepflegt anmutende Ueber-

setzung aus dem „Grünen Heinrich". Max Rychner lässt eine souveräne Beherrschung der Vergangenheit spielen in seiner Besprechung des Buches „Die römische Schweiz" von Ernst Howald und Ernst Meyer. Und bei Bernhard Diebold, dem Zürcher Publikum durch seine Theaterkritiken wohlbekannt, finden wir dann auch das, was in Formes et Couleurs noch zu fehlen schien: eine „Ueberzeugung". Er schreibt schreibt einen sehr konkreten und auch recht negativen Aufsatz über die heutigen Schweizer.

(Schluss folgt.)

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr, zuzüglich Fr. 1.— Porto.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland